

Soziale Unternehmen Warum wohlhabende Menschen nicht spenden, sondern lieber investieren

Reisender in Sachen Glück

Als Entwickler im Silicon Valley wurde Charly Kleissner reich. Dann stieg er aus, dachte nach – und fand eine neue Mission

VON VARINIA BERNAU

So muss ein Gutmensch wohl aussehen: Weißes Haar und ein Lächeln, das Sympathie schafft. Braun gebrannte Arme, dazu heute ein Hemd mit buntem Blumenmuster, eines von der Sorte, die man eher am Strand als im Büro tragen würde. Doch man sollte sich in diesem Mann nicht täuschen. Charly Kleissner ist kein Gutmensch. Er ist ein guter Mensch. Das macht einen ziemlichen Unterschied. Der 56-Jährige ist ein Mann der Wirtschaft. Er spricht die Sprache der Banker. Er kann mit Zahlen um sich werfen. Und weiß, dass die Leute, die in der Wirtschaftswelt das Sagen haben, ihn sonst nicht ernst nehmen würden. Und dass er es dann gleich ganz sein lassen könnte.

MITTWOCHSPORTRÄT

Einen wie Charly Kleissner nennen die Profis „Impact Investor“; er ist sogar einer der ersten der Gattung: Er investiert in kleine Unternehmen, die Gutes tun – und dabei Geld abwerfen. Er ist einer, der zeigt, dass es frei nach dem deutschen Dichter Bertolt Brecht durchaus möglich ist, „gut zu sein und doch zu leben“. Es sei doch unglaublich, sagt er, dass selbst kluge Menschen nicht einsehen wollen, dass ein System, das vor 150 Jahren für 1,1 Milliarden Menschen erfunden wurde, für eine Welt von sieben Milliarden Menschen angepasst werden muss. Also hat er sich dieser Aufgabe angenommen.

Es geht ihm um nichts weniger als eine Überarbeitung des Kapitalismus.

Kleissner geht dabei vor wie ein Entwickler, der ein Stück Software an eine neue Aufgabe anpasst. Ganz nüchtern. Keine Ideologien im Kopf, nur eine Frage: An welchen Schrauben muss man drehen, damit das große Ganze funktioniert? „Es war uns schnell klar, dass das Geld nicht nur uns gehört. Es gehörte auch der Gesellschaft“, sagt Kleissner, macht eine kurze Pause und fügt an: „Wir sind nur die Stewards.“

Kleissner ist in Innsbruck aufgewachsen. Als Schüler verbrachte er ein Jahr in Hawaii, wo er seine heutige Ehefrau Lisa kennenlernte. Später hat er in Wien Informatik studiert, wurde promoviert – und ging Mitte der Achtzigerjahre ins Silicon Valley. 20 Jahre lang saß er dort an den Schaltbänken. Im Auftrag von Steve Jobs, dem genialen Gründer und langjährigen Chef des Technologiekonzerns Apple, hat er Software entwickelt. Er hat die Grundlagen dafür gelegt, dass heute Millionen von iPhones laufen und zahlreiche App-Entwickler ein neues Geschäft haben. Später machte Kleissner bei Anbita mit, eine Art Ebay für Unternehmen. Die Internetplattform, auf der Waren angekauft und verkauft werden, ging 1999 an die Börse.

Plötzlich war Kleissner reich. Mit seiner Frau rechnete er nach: Ein Drittel ihres Vermögens reichte zum Leben. Für sie selbst, für die beiden Kinder, für deren Kinder.

Nur: Was tun mit dem Rest? 45 Jahre alt war Kleissner damals. Er war auf dem Höhepunkt seiner Karriere. Und hätte wohl noch eine Weile so weitermachen können. Es wäre gut fürs Ego gewesen, irgendwo anders anzuheuern. Aber das Ego, das ahnte er damals bereits, ist eben nicht alles. „Das Einzige, was ich damals wusste, war, dass ich nicht noch einmal das Gleiche machen will“, erinnert er sich. Statt sich also ein paar Posten in irgendwelchen Aufsichtsstellen zu sichern, entschied sich Kleissner für die Yoga- und Gesundheitsbranche. Gemeinsam mit seiner Frau Lisa nahm er sich das, woran es all die Jahre zu-

vor gefehlt hatte: Zeit. Seine Frau, eine Architektin, hatte im Silicon Valley selbst ein erfolgreiches Unternehmen aufgebaut, das Umzüge und Umbauten für Firmen organisierte. Sie hatte ihren Job bereits zwei Jahre zuvor an den Nagel gehängt und war nun die treibende Kraft in dem neuen Leben des Charly Kleissner. Das Paar reiste nach Indien, machte Yoga, meditierte, dachte nach. Zwei Jahre dauerte die Auszeit. Das ist viel Zeit für einen, der zuvor fleißig an der Karriere gearbeitet hatte. Der sich selbst die Regel gesetzt hatte: ein Wochenende im Monat, eine Woche im Quartal für die Familie.

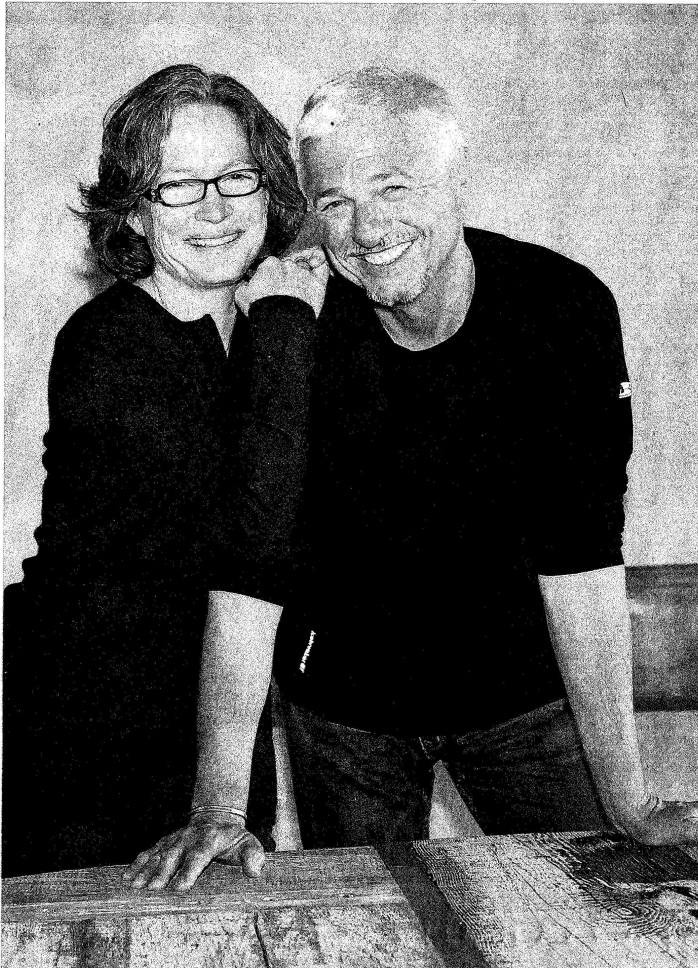
Als Erstes trennten sich die Kleissners von ihrem Bankberater. „Der hat nicht verstanden, dass wir es ernst meinen.“ Dann gründeten sie eine Stiftung, in die 70 Prozent ihres Vermögens fließen sollte, spätestens nach ihrem Tod. Und dann machten sie sich auf die Suche. Nach Unternehmen, deren Idee nicht nur gut für die Gesellschaft ist, sondern auch dazu taugt, Geld zu verdienen. Und nach Investoren, die ihr Geld gut anlegen wollen – und zwar auch im weiteren Sinne. Kleissner stieß auf die klassischen Philanthropen, die Profit an sich für etwas Schlechtes halten. Und er stieß auf die klassischen Kapitalisten, die diese Sicht auf die Welt schlichtweg für naiv halten. In ihm reifte die Überzeugung, dass der richtige Weg irgendwo dazwischen verläuft: „Entweder – oder, das ist der falsche Weg.“

Zu einem kleineren Anteil unterstützen die Kleissners mit ihrem Geld die Ideen von Unternehmern direkt. Der größere Teil aber fließt in Fonds, die ihrerseits Anleihen ausgeben. Und bei diesen Anleihen ist der Gewinn, den die Investoren machen können, direkt an ein gesellschaftlich oder ökologisch sinnvolles Ziel geknüpft: Schafft es das britische Start-up, das sich darauf spezialisiert hat, Kriminelle zurück in ein normales Leben zu führen, tatsächlich, dass die Quote derer sinkt, die wieder im Gefängnis landen? Dann bekommen die Geldgeber eine höhere Rendite.

„Noch versteht der Markt nicht, dass Ungerechtigkeiten aus der Welt geschafft werden müssen.“

Wenn Kleissner spricht, hört man seinen österreichischen Dialekt. Er streut aber immer wieder ein paar englische Begriffe ein – und manchmal klingt es, als wären die Worte ein Kaugummi, den er mit den Fingern aus dem Mund herauszieht. So lang gezogen sind sie. Noch immer verbringt er gemeinsam mit seiner Frau einige Wochen im Jahr in seiner Geburtsstadt Innsbruck. Mit Blick auf die Berge. Und noch immer sind sie auch einige Wochen in ihrer Heimat Hawaii. Die restliche Zeit lebt das Paar in Big Sur, in der Nähe des Silicon Valley.

Kleissner ist zu einem Handlungsreisenden geworden. Er wirbt für seine Sache. Auf Konferenzen ebenso wie bei persönlichen Gesprächen. Die meisten Vermögensverwalter, so hat Kleissner beobachtet, glauben noch immer daran, dass man externe Faktoren wie Umweltschäden oder soziale Unruhen nicht in seine Anlageentscheidung einbeziehen muss. Kleissner hält das für absurd. Dann spricht er von den Goldminen in Kongo. Davon, dass dort bei der Gewinnung des seltenen Rohstoffs ausgelaugte Böden und erschöpfte Arbeitskräfte zurückbleiben. Und davon, dass beides langfristig der Gesellschaft schadet. Und eben auch dem Geschäft. Bei der Berücksichtigung von Umweltschäden, immerhin, da habe er bereits ein Umdenken festgestellt. Green Technology, das ist ein



Charly Kleissner glaubt daran, dass man Gutes tun und damit auch Geld verdienen kann. Mit seiner Frau Lisa hat er eine Stiftung gegründet, die Risikokapital an Firmen gibt, die ähnlich ticken. Foto: pwwat

Schlagwort, mit dem man auch Investoren ködern kann. „Aber der Markt ist noch nicht so weit, dass er es versteht, dass auch die sozialen Ungerechtigkeiten aus der Welt geschaffen werden müssen.“

Wie lange das noch dauern wird? Viel leicht zehn, vielleicht 15 Jahre. „Ich hoffe, dass es schneller geht, aber ich bezweifle das“, sagt Kleissner.

Warum es nicht schneller geht? Die meisten Investoren sehen durchaus ein, dass die Slums in Nairobi zu Unruhen führen, aber sie sind eben auch sehr weit weg. „Und das ist eine normale menschliche Reaktion.“

Die Spielregeln für eine neue Gesellschaft zu schreiben, das ist ungleich schwieriger, als einen Prognosecode zu ändern. Man muss Geduld haben, wenn man ein guter Mensch sein will. Kleissner unterrichtet auch an Universitäten. Und er sieht in seiner eigenen Familie, dass es eine neue Generation heranwächst. Sein Sohn ist 29, seine Tochter 27. „Die wollen

sinnvolle Jobs haben. Und nur irgendwelche Wall-Street-Gelder zu maximieren, das finden die nicht sonderlich sinnvoll“, sagt er. Doch bis die Jungen einmal das Sagen haben werden, muss er eben mit den Alten reden. Und zwar in deren Sprache. Kleissner ist keiner, der mit erhobenem Zeigefinger durch die Welt läuft.

Er ist keiner, der mit dem erhobenen Zeigefinger durch die Welt läuft

Er hat andere Mittel. Wirksame Mittel. In der Finanzkrise beispielsweise, kurz nach dem Platzen der Immobilienblase, haben seine Investitionen kaum Verluste gemacht. Der Grund ist ebenso einfach wie lehrreich: Es waren kaum Geschäfte dabei, die sich an den riskanten Spekulationen mit den Immobilien beteiligt hatten. „Und das“, sagt er – und grinst dabei wie ein Schulkunde, der sich freut, dem Lehrer ein

ausgewischt zu haben, weil er gesehen hat, wie der in einem schwachen Moment mal selbst auf seine eigenen Regeln gepiffen hat. „Das versteht die Finanzindustrie durchaus.“ Und wie überzeugt man den ganz normalen Anleger? Wenn man einem Rentner frage, wie er eigentlich finde, dass sein Pensionsfonds mit dem von ihm angelegten Geld Unternehmen fördert, die sich um knappe Rohstoffe nicht scheren und obendrein auch noch die Luft verpestet, dann antwortet natürlich jeder entrüstet: „Unmöglich! Wer möchte seinen Einkommen eine Welt hinterlassen, die nicht lebenswert ist? Aber die wenigsten Pensionsfonds müssen darüber Rechenschaft ablegen“, sagt Kleissner. „Und die meisten können sich im Zweifelsfall rausreden und behaupten: Wenn wir in andere Projekte investieren, fällt die Pension nicht mehr so hoch aus.“ Deswegen sei es so wichtig, dass er all die Tabellen vorlegt. „Dass ich den Leuten sage: Schaut's, bei uns sind die Verluste eben nicht höher.“

Wenn Geld Gutes tut

Der Social Venture Fund steckt Kapital in soziale Problemlösungen

München – Früher befand sich in dem Münchner Hinterhof eine Kaffeerösterei, heute sind hier schicke Büros und Wohnungen. Im Erdgeschoss ein Großraumbüro – hier arbeitet Johannes Weber, er hat eine ungewöhnliche Geschäftsidee. Der 33-Jährige, der an der European Business School in Oestrich-Winkel studiert hat, ist Gründer der Investmentgesellschaft Social Venture Fund. Er und seine sechs Mitarbeiter sammeln Geld ein, das sie dann ausschließlich in Unternehmen investieren, die gegründet wurden, um ein soziales Problem zu lösen.

Die Idee kommt – natürlich – aus den USA, einer der Pioniere ist Charly Kleissner (Artikel links). „Kapital ist die stärkste Energie, die wir auf dieser Welt haben“, sagt Weber dazu. Er will soziale Unternehmer mit kapitalkräftigen Investoren zusammenbringen. Sein erster Fonds hat ein Volumen von 7,3 Millionen Euro. Investoren sind rund 20 vermögende Privatpersonen und Familien, darunter etwa Stephen Bremmmeier (USA). Auch die Hypo-Vereinsbank ist dabei. Sie alle wollen ihr Geld nicht einfach verschenken oder spenden. Sie wollen investieren – in sinnvolle Unternehmen – und am Ende durchaus auch eine Rendite erzielen. Und nebenbei natürlich etwas für das Gewissen tun.

Die Investoren sind Familien und Privatpersonen – und die Hypo-Vereinsbank

Geld gibt der Fonds etwa an die Berliner Firma Auticon, die ausschließlich mit Menschen mit Asperger-Syndrom, sogenannten Autisten, arbeitet. Diese Menschen bekommen dort die Möglichkeit, in der Informationstechnologie zu arbeiten, zum Beispiel im Testen von Software. Etwa 15 Prozent von ihnen haben eine überdurchschnittliche Begabung im IT-Bereich, heißt es. Auch SAP hat das Thema inzwischen entdeckt. In den kommenden Jahren sollen Hunderte Autisten zu Softwaretestern und Programmierern ausgebildet werden. Bis 2020 könnten ein Prozent der etwa 65 000 Mitarbeiter solche mit autistischer Störung sein.

Investiert hat der Social Venture Fund auch in die Münchner Firma Verbovoice. Dabei erhalten Hörgeschädigte über ein Mobiltelefon oder einen Computer das Gesprochene mit kurzer Verzögerung als Text, die Genauigkeit des Online-Schrift-dolmetschers soll hoch sein. So können Besprechungen von Hörgeschädigten verfolgt werden. Derzeit gibt es nach Schätzungen in Deutschland rund 300 000 stark hörgeschädigte Menschen, weltweit sollen es rund 40 Millionen sein. Der Fonds ist mit 500 000 Euro Lead-Investor. Und es gibt weitere Investments.

All diesen Firmen ist gemeinsam, dass sie gegründet wurden, um ein Problem zu lösen, und nicht um einfach nur Geld zu verdienen. Letzteres ist ausdrücklich nicht ausgeschlossen, sondern sogar gewünscht. Die Geldgeber geben dabei nicht nur einfach Kapital, sie sind durchaus selbst aktiv. Es gibt jährliche Investoren-treffen sowie Besuche der Unternehmen, in die investiert worden ist. Damit soll ein Austausch und ein Know-how-Transfer stattfinden, sagt Weber. Vom Investieren würden Unternehmer einfach mehr verstehen als vom Spenden.

„Wir in Deutschland haben das Gefühl, dass der Staat all unsere Probleme löst – auch wenn das schon längst nicht mehr so ist“, sagt Weber. Deshalb sei es wichtig, dass sich Unternehmer und Investoren engagieren und sogenannte Impact Investments tätigen. Auch manche junge Menschen wollten nicht nur einfach Geld verdienen, sondern etwas bewirken. Der Markt könnte also noch wachsen. CASPAR BUSSE